

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 50 (1963)
Heft: 5

Artikel: Zur Geschichte der Uhrenindustrie im Jura
Autor: Stocker, Fridolin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

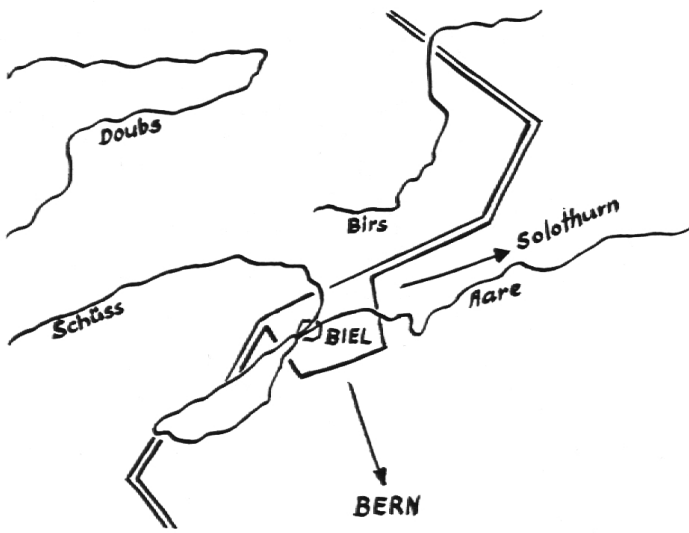
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Karte 5

Die Durchbrechung der Sprachgrenze und die Entstehung eines neuen sprachlichen Mischgebietes.

Weise wirkt die französische Bundesschule in Bern. Es ist nicht ausgeschlossen, daß zwischen den Städten Biel, Bern und Solothurn einst eine ausgedehnte Mischzone entsteht. So erweist sich *Biel* als die Stelle, wo die seit Jahrhunderten unverrückte Sprachgrenze durch den Vorstoß des Französischen durchbrochen wurde. Es ist zu befürchten, daß auch dieses neue Mischgebiet im Laufe der Zeit ganz französisch werde. Das Französische hat nämlich, weil es die Mundarten fast völlig ausgerottet hat, eine viel größere Durchschlagskraft als das Deutsche, dem die Mundarten im Konkurrenzkampf zum Verhängnis werden. Ein weiteres Vordringen des Französischen bliebe nicht ohne Rückwirkungen auf das Staats- und Kulturleben, da sich der Einfluß von Paris auf Kosten der bodenständigen Denkweise verstärken würde.

Karte 5

Aufgabe: Sammle Inserate, welche sich auf Biel und Freiburg, zwei doppelsprachige Städte, beziehen! Vergleiche!

Die geschilderte Entwicklung wirft ein scharfes Licht auf die Geisteshaltung des Deutsch- und des Welschschweizers. Wohl hält der Deutschschweizer mit großer Treue an seiner Muttersprache fest. Sobald er sich aber dieser Treue wegen angegriffen sieht, wird er wankend. Er pocht nicht auf sein Recht, sondern gibt nach und paßt sich an – um des lieben Friedens willen. Der Welschschweizer erwartet zum vornherein, daß der Deutschschweizer sich ihm anpasse, im Geschäftsleben, im amtlichen Verkehr und im gesellschaftlichen Leben. Wo er sich sprachlich benachteiligt fühlt, ruft er nach Gerech-

tigkeit, und er darf dabei – anders als der Deutschschweizer – auf die Unterstützung seiner Sprachgenossen in der übrigen Schweiz zählen. So konnte es geschehen, daß den Deutschjurassiern unter dem Hinweis auf die Assimilationspflicht ihre Schulen geschlossen, den Welschjurassiern aber in Biel eigene Schulen eröffnet wurden. In dieser Tatsache offenbart sich eine bedenkliche Schwäche des deutschschweizerischen Kulturbewußtseins, eine Schwäche, die verhängnisvoll werden kann, da es angesichts der fortschreitenden Bevölkerungsmischung und des Zustroms von Fremdarbeitern not tate, den Einzelnen und die Gemeinschaften stärker zu verwurzeln.

Die Aufgaben eignen sich gut für Gruppenarbeiten. Die Karten lassen sich durch gewandte Schüler in Plakatgröße übertragen (Filzstift oder Fettcreide).

Über die <jurassische Frage> unterrichtet sachlich und gut belegt die Zeitschrift <Europa Ethnica> Nr. 1/1963, Verlag Wilhelm Braumüller, Wien.

Zur Geschichte der Uhrenindustrie im Jura

Fridolin Stocker, Zug

Als die Reformation in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Völker entzweite, wurde die Stadt Genf ein Hort der Flüchtlinge, die um ihres Glaubens willen die Heimat hatten verlassen müssen. Die regen Geister wurden mit offenen Armen empfangen, und bald begann in der Calvinstadt, in deren vereinsamten Straßen «das Gras wachsen konnte», wieder eine wirtschaftlich bessere Zeit. Neben der Einführung verschiedener Zweige des Textilgewerbes wurde die Uhrmacherei für die Stadt an der Rhone am bedeutsamsten. Der Nürnberger Schlossermeister Peter Henlein hatte mit der Erfindung der Spannfeder, die den Lauf des Unruhades regulierte, die Voraussetzung zur Konstruktion eines Zeitmessers geschaffen, der bequem herumgetragen werden konnte. Es waren vorerst aller-

dings klobige Zwiebel-Uhren, die nach ihrer Form und ihrem Ursprungsort einfach «Nürnberger-Eier» genannt wurden. Henleins Schüler wanderten mit ihrem neuen Kunsthandwerk bald über die Landesgrenzen hinaus nach Flandern, Lothringen und in verschiedene Gegenden Frankreichs. Hier erreichte sie die Reformation und brachte eine Anzahl der Uhrmacher nach Genf. So wurde diese Stadt die Geburtsstätte der schweizerischen Taschenuhrenmacherei.

Ursprünglich baute jeder Uhrmacher fertige Uhren: Werk und Gehäuse. Bald jedoch trat eine Arbeitsteilung ein, da die Herstellung vieler Bestandteile, wie Uhrenkette, -glas, -schlüssel und Zifferblatt, nicht unbedingt der geschickten Hand des Uhrmachers bedurfte. So entwickelten sich allmählich Zweigindustrien. Ihre Werkplätze waren nicht mehr an die Stadt gebunden, und mit wachsendem Heißhunger griff die Landbevölkerung nach den neuen Verdienstmöglichkeiten.

Der aufblühenden Uhrenmacherei schlossen sich bald auch andere Kunstgewerber an, die berühmten Genfer Goldschmiede und Juweliere, die unter Calvins Kirchen- und Staatsführung ihre dem Luxus dienende Kunst verkümmern sahen, jetzt aber sofort erfaßten, mit der Ausschmückung der Uhren sei eine neue Verdienstquelle zu erschließen. Zu ihnen gesellten sich die Emailmaler. Die Herstellung der mit Email, Schmelzglas und mit eingebrannten Zeichnungen verzierten Uhrendeckel wurde zu einer Kunst, die einen ungeahnten Aufschwung nahm. Viele dieser kleinen Meisterwerke sind heute noch in Museen zu finden.

Die Genfer Kaufleute verstanden es, den Absatz in alle Länder auszudehnen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts beschäftigte dieses Kunsthandwerk schon über 100 Facharbeiter, ein Uhrmachervölklein, aufgelöst in eine fast unübersehbare Vielfältigkeit und doch eins im Werk, das aus ihm hervorging. Die Uhrmacher bildeten in ihrem Gewerbe nicht nur einen eigenen Stand, sie bevölkerten auch einen besonderen Stadtteil, das ganze rechte See- und Rhoneufer. Unter dem Dach der hohen Häuser in den engen Gassen füllten Glasscheiben die ganze Hauswand. Das waren die Werkstätten (cabinets) der Uhrmacher, die man danach «Cabinotiers» nannte, und all die vielen Kabinette zusammen hießen die «Fabrik», eine Bezeichnung, die sich also mit dem gleichen Wortbegriff von heute nicht deckt.

Er war nur in Genf gebräuchlich und umfaßte alle Gewerbe, die irgendwie mit der Herstellung der Uhren im Zusammenhang standen.

Kurz vor der Französischen Revolution betätigten sich 5000 Personen, ein Fünftel der Stadtbevölkerung, mit der Uhrenindustrie. Dazu lieferten an die 10000 Uhrmacher in der Umgebung Bestandteile an die «Fabrik». Das war für Genf eine goldene Zeit.

Den Hintersäßen der Stadt blieb jedoch in der damaligen Gesellschaftsordnung die Ausübung des Uhrmacherberufes erschwert. Doch da ihnen von ihren burgundischen Vorfahren her die Handfertigkeit im Blute lag, eigneten sie sich manche Kenntnisse an und zogen damit an andere Orte. So kamen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einige Uhrmacher nach Neuenstadt am Bielersee, und während etwa 100 Jahren blieb dieses Städtchen ein wichtiger Mittelpunkt der Uhrenfabrikation. In Le Locle eröffnete um 1679 der Sohn eines Schmiedes, Daniel-Jean Richard, eine Uhrmacherwerkstatt. Er hatte die Uhr eines Roßhändlers, die nicht mehr lief, in die Hände bekommen. Mit Feuereifer und auch mit Erfolg nahm sich der Junge des Patienten an. Er setzte sich in den Kopf, selbst einen solchen Mechanismus herzustellen. Das gelang ihm tatsächlich, indem er zuvor die notwendigen Werkzeuge anfertigte. Möglicherweise vervollständigte er sein Können bei Uhrmachern in Neuenstadt. Als er 1741 starb, waren seine fünf Söhne in der Lage, den Betrieb weiterzuführen.

Von Le Locle aus wurde der neue Erwerbszweig nun durch die Neuenburger nach La Chaux-de-Fonds und in die umliegenden Täler verpflanzt. Schon vor 1750 entstanden im obern St. Immortal und in Tramelan die ersten Uhrmacherwerkstätten.

In den Jahren der Revolution und der französischen Besetzung wurde die Uhrenmacherei in Neuenstadt zugrunde gerichtet, blühte jedoch jenseits des Chasserals mächtig auf. So kam sie gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auch in die Freiberge, und im 19. Jahrhundert drang sie durch das Birstal nach Norden vor. Vor allem erfaßte sie die oberen Talstufen von Tavannes bis Court und von Moutier bis Crémines. Schon 1835 beschäftigte die Uhrenmacherei beinahe die Hälfte der Bevölkerung von Tramelan.

Die ursprüngliche Betriebsform der Uhrenindustrie

war die Heimarbeit. Die einzelnen Bestandteile schuf der «horloger» selbst oder bezog sie von Ateliers, die sich auf die Herstellung einzelner Teilstücke spezialisiert hatten. Er fabrizierte jedoch auf eigene Rechnung und belieferte seine eigene Kundschaft. Daneben betrieb er sein bäuerliches Gewerbe. Der «paysan-horloger» arbeitete «sur la fenêtre», d.h. an einem als Fenstersims dienenden starken Brett. Genügten die Fensterbretter nicht mehr für alle Arbeiter, so wurde die Mauer zwischen den Fenstern herausgerissen und durch eine Flucht von mehreren aneinanderstoßenden Fenstern ersetzt. Auf diese Weise entstand das «atelier». Dieses bildete einen ersten Schritt in der Intensivierung und Konzentrierung der Uhrenindustrie. Im Atelier arbeiteten nicht nur der Besitzer und seine Angehörigen, sondern häufig auch Leute aus den umliegenden Höfen. Der Atelierbetrieb besaß bereits gewisse maschinelle Einrichtungen, er arbeitete rascher und exakter als der «paysan-horloger» an seinem Fensterbrett. Zudem begann er sich auf einzelne Bestandteile der Uhr zu spezialisieren. Das Atelier blieb jedoch stets der Kleinbetrieb, dessen Anziehungskraft kaum über den Weiler oder das Dorf hinausging. Diese Lage änderte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Dampfmaschine, um die Jahrhundertwende auch der Elektromotor, begünstigten die Entstehung von Fabrikbetrieben. Diese Tendenz wurde stark gefördert durch die amerikanische Konkurrenz auf dem

Uhrenmarkt. Die schweizerische Uhrenindustrie mußte sich gewaltig anstrengen, um diese überflügeln zu können. Nur der Fabrikbetrieb konnte diese Bedingungen erfüllen. Der «paysan-horloger» mußte sich entweder für den «paysan» oder für den «horloger» entscheiden. Er wählte meistens das letztere, verließ seinen Hof und folgte der anziehenden Kraft der Fabrik ins Dorf oder in die Stadt. Zahlreiche Heimwesen wurden auf diese Weise frei, zerfielen allmählich oder gingen an Deutschschweizer über, weil kein Jurassier ihnen nachfragte.

Mit der Verlagerung des Schwerpunktes der Uhrenindustrie vom «paysan-horloger» über das Atelier zum Fabrikbetrieb war der Konzentrationsprozeß jedoch noch nicht abgeschlossen. In den letzten Jahrzehnten bildeten sich mächtige, finanzkräftige Zusammenschlüsse (1926 Ebauches S.A., 1931 ASUAG = Allgemeine Schweizerische Uhrenindustrie AG.), um die einheitliche Produktion und Finanzierung zu regeln und die ungesunde Konkurrenz und Preisdrückerei zu bekämpfen. Auch das heute noch in Kraft stehende, vom Bund erlassene Uhrenstatut dient dem Schutz der schweizerischen Uhrenindustrie vor der ausländischen Konkurrenz.

Hand in Hand mit dieser wirtschaftlichen und finanziellen Konzentration erfolgte die räumliche Zusammenballung der Uhrenindustrie in den Uhrententren La Chaux-de-Fonds, Le Locle, Biel, im St. Immer- und oberen Birstal und in Tramelan.

Die Katholiken und die Unesco

Am 21. Mai trafen sich in Luzern die Vertreter der verschiedenen katholischen Organisationen, eingeladen vom Schweizerischen Katholischen Volksverein und vom Schweizerischen Katholischen Frauenbund, zu einer Orientierung über die Unesco ganz allgemein und die Stellung der Katholiken zu dieser internationalen Organisation im besonderen. Als Referent war geladen der offizielle Ver-

treter des Vatikans bei der Unesco, Herr Jean Larnaud aus Paris. Herr Larnaud skizzierte zunächst den Aufgabenbereich der Unesco, zeichnete kurz ihre Ziele, ihre Arbeitsweise und ihre Schwierigkeiten und widmete dann der Frage einer katholischen Zusammenarbeit mit der Unesco den wichtigsten Teil seiner Ausführungen:

«Seit Jahrhunderten arbeitet die katho-

Umschau

lische Kirche in der ganzen Welt an der Ausbreitung von Erziehung und Kultur: Die Klöster als Kulturzentren zu allen Zeiten, die Missionen, besonders in Afrika und Asien, das ständige Bemühen um die Völkerverständigung beweisen diese Haltung. Zudem haben die Päpste seit Ende des Zweiten Weltkrieges nicht aufgehört, den Christen eine aktive Teilnahme am internationalen Leben, das